

Kämpft die Lehre mit einem Imageproblem?

Für 1400 Jugendliche startet ein neuer Lebensabschnitt am Berufsbildungszentrum Olten. Direktor Georg Berger äussert sich zum Stand der Lehre und erklärt, was die Schule gegen die zunehmende psychische Belastung der Lernenden tut.

Interview: Rahel Künzler

Pünktlich um 10 Uhr wartet Georg Berger, Direktor des Berufsschulbildungszentrums (BBZ) in Olten, an der offenen Türe seines Büros. Ein Dossier mit Unterlagen fürs Gespräch liegt auf dem Tisch bereit. Gerade eben habe er die Lehrpersonen begrüsst, so Berger. Diese besuchen in der letzten Woche vor Schulstart jeweils eine zweitägige Weiterbildung. Am Dienstag startet nun der Unterricht. Für 1428 Jugendliche beginnt damit ein neuer Lebensabschnitt. Sie werden einen von insgesamt 52 am BBZ angebotenen Berufen erlernen.

Georg Berger, erinnern Sie sich noch daran, wie es Ihnen bei der Wahl zwischen Gymi und Berufslehre ergangen ist?

Georg Berger: Ich erinnere mich sogar sehr gut, auch wenn das über 40 Jahre her ist. Ich ging an die Bezirksschule in Trimbach. Zur Berufsfindung besuchten wir mit der Klasse mehrere Firmen, etwa die Jura in Niederbuchsiten. Wegen dieser Eindrücke und weil mich die Wirtschaft eh interessierte, wollte ich eine Berufslehre machen. Als Babyboomer hatte ich wegen des knappen Lehrstellenangebots aber keine Chance, eine Stelle zu ergattern. Ich war damals bitter enttäuscht, entschied mich dann aber, in Richtung Allgemeinbildung zu gehen und das Lehrerseminar zu besuchen.

Wieso soll man denn heute eine Berufslehre machen?

Weil man dadurch von Anfang an einen direkten Zugang zur Arbeitswelt hat.

Ich glaube, es ist nicht selbstverständlich, dass man den Wechsel von der Schule ins Erwerbsleben problemlos schafft. Ein gewisser Praxisschock stellt sich immer ein. Mit einer Berufslehre ist dieser Schock aber kleiner. Im Lehrbetrieb gibt dir jemand die Hand, begleitet dich über drei oder vier Jahre bis zur Selbstständigkeit. Und noch etwas finde ich wichtig.

Bitte.

Nirgendwo kann man unternehmerisches Denken und Handeln besser lernen als in der Lehre. Heute hingegen sind es immer mehr Kantons- und Hochschulen, die mit Entrepreneurship-Programmen punkten oder zur Gründung von Start-ups anregen. In der Berufsbildung haben wir hier im Moment noch ein Defizit, gewissermassen einen blinden Fleck.

Inwiefern?

Unternehmertum – sprich eine Idee in einen festen Wert für Wirtschaft oder Gesellschaft umzuwandeln – lernt man über die Berufspraxis viel besser und direkter. Das müssen wir besser sichtbar machen.

Der gymnasiale Weg scheint in der Gesellschaft ein grösseres Ansehen zu geniessen. Hat die Berufslehre ein Imageproblem?

Dass der akademische Weg favorisiert wird, ist ein grosses Thema in der öffentlichen Debatte. Das erlebe ich auch auf der obersten Steuerungsebene der Berufsbildung. Aktuell wird beispielsweise diskutiert, ob auf der Stufe der höheren Fachschulen statt eines Berufsdiploms ein «Professional Bachelor» verliehen

Zur Person

Georg Berger (58) ist seit 1990 am Berufsbildungszentrum Olten tätig. Zunächst unterrichtete er als Lehrer für Allgemeinbildung und Recht und Wirtschaft an der Gewerblich-Industriellen Berufsfachschule (GIBS); 2004 wurde er zum Rektor der GIBS ernannt. 2009 erfolgte die Wahl zum BBZ-Direktor. Seit vier Jahren präsidiert Berger zudem die Dachkonferenz aller Berufsfachschulen der Schweiz. Georg Berger ist verheiratet und Vater von zwei erwachsenen Töchtern. Er wohnt mit seiner Familie in Lostorf. (kür)

werden soll. Hinter der Titelfrage steckt die Überlegung, für die Berufsbildung wieder mehr Wertschätzung zu gewinnen. Ich habe mich von diesem Ansatz aber von Anfang an distanziert.

Wieso?

Ich finde, der «Bachelor» ist für den akademischen Weg reserviert und repräsentiert diesen auch. Bei der Berufsbildung soll hingegen die Berufsfähigkeit aus dem Titel herauszulesen sein. Zudem glaube ich nicht, dass Schülerinnen und Schüler auf individueller Ebene das Gymi per se als den besseren Weg anschauen. Das zeigen auch die Zahlen. Gemäss Monitoring des Bundes sagen schweizweit 58 Prozent der Buben in der Oberstufe, dass sie den Berufsweg favorisieren. Bei den Mädchen sind es etwas weniger. Wenn, dann sind es die Eltern, die für den akademischen Weg votieren.



BBZ-Direktor Georg Berger bewarb sich als Jugendlicher vergebens für eine Lehrstelle

Können Sie das genauer erklären?

Wir kennen das im Kanton mit der Sek-P-Problematik. Man will die Kinder in die Sek-P schicken, um ihnen die Wahlfreiheit zu ermöglichen. Haben sie diesen Weg aber einmal eingeschlagen, entscheiden sie sich kaum noch für eine Berufslehre. An der ewigen Diskussion, ob wegen des Drucks der Eltern die falschen Jugendlichen ins Gymi gehen, störe ich mich. Letztlich glaube ich, die Wahl für das Gymi ist nicht nur eine Frage der Intelligenz.

Sondern?

Jeder junge Mensch sollte sich doch die Frage stellen, wo er in seinem Leben hin will. Der eine will sich mit 16 Jahren noch nicht beruflich festlegen und stattdessen eine breitere Allgemeinbildung erlangen. Ein anderer sucht den direkten Einstieg in die Praxis und will sich

in einem Beruf vertiefen. Für mich sind das gleichwertige Wege. Fakt ist: Zwei Drittel der Jugendlichen im Kanton Solothurn entscheiden sich nach wie vor für den Berufsweg.

Während das KV seit Jahren die beliebteste Lehre ist, haben vor allem handwerkliche Berufe zunehmend Mühe, Nachwuchs zu finden. Ist das eine Folge unserer Wohlstandsgesellschaft?

Es stimmt, dass Bürojobs heute sehr gefragt sind. Die Tendenz, sich die Hände nicht dreckig machen zu wollen, ist sicher da. Die Baubranche oder auch Berufe wie Bäckerin oder Metzger leiden darunter. Die harte körperliche Arbeit und die Arbeitszeiten schrecken ab. Schade. Mich dünkt, die Gesellschaft sieht den Wert des Handwerks nicht mehr. Dann gibt es aber auch strukturelle Veränderungen.

Dieser Gegenstand begleitete mich am ersten Schultag

Felix Ott, Sirupmacher aus Dulliken

«Alle neuen Schulkinder bekamen bei meinem Schulstart von der Schule eine orangefarbene Mütze. Diese sollten wir für ein gemeinsames Klassenfoto zum Schulanfang in die Luft werfen. Allerdings war es schwierig, die grosse Schultüte zu halten und die Mütze zu werfen. So verpasste ich den Moment zum Werfen. Glücklicherweise war ich nicht der Einzige, dem es so erging. Zum Lachen brachten alle anwesenden Eltern und Lehrpersonen ebenfalls die von der Schule gesponserten Mützen, die viel zu gross waren.»

Es blieb bis heute eine lustige Erinnerung an meinen Schulanfang und an den ersten Schultag.»



Felix Ott.
Bild: Remo Fröhlicher



Madeleine Neumann, Gemeindepräsidentin von Erlinsbach

«Zu meiner Zeit begann das Schuljahr jeweils nach den Frühlingsferien im April. Den Schulsack bekam ich zu Weihnachten von meinem Gotti geschenkt. Er war dunkelblau und hatte einzig an den Schnallen zwei kleine orange Katzenaugen. Im Vergleich mit den heutigen farbigen Megarucksäcken war er klein und unscheinbar. Aber so war das damals und wir waren alle sehr stolz auf die neue Errungenschaft. Eigentlich hätte mir ein Bubenschulsack mit Fell auf dem Deckel viel besser gefallen, wie sie meine beiden Brüder hatten. Aber das war halt damals klar geregelt.»

In Erlinsbach hat dieses Schuljahr bereits am 8. August begonnen. Am letzten Dienstag bin ich meinem kleinen Nachbarsbuben begegnet, der stolzer neuer Erstklässler ist. Ausgerüstet mit Leuchtweste, Dächlikappe und seinem riesigen Schulsack am Rücken hat er sich voll motiviert auf den Schulweg gemacht.

Ich hoffe, dass sich im heutigen digitalen Zeitalter sein Schulsack nicht mit schweren Büchern füllen wird, sonst wird er auf dem Schulweg noch in Rücklage geraten.»



Madeleine Neumann.
Bild: Patrick Lüthy



Gery Meier, Netzwerker aus Däniken

«Ich mag mich sehr gut daran erinnern, dass mir meine Mutter für den ersten Schultag schöne Kleider genäht hat. Sie war Damenschneiderin und wollte natürlich, dass ich am ersten Schultag einen guten Eindruck hinterlasse. Mein Vater hat mit mir bereits weit vor Schulbeginn das Schreiben und Rechnen gelehrt. So war ich gut vorbereitet auf die erste Klasse in Däniken.»

Mir ist ebenfalls noch bewusst, dass ich mich auf den ersten Schultag sehr gefreut habe und aufgeregt war.»



Gery Meier.
Bild: Patrick Lüthy





auf der Bank. Heute macht er sich für den Berufsweg stark.

Bild: Bruno Kissling

«Wenn du 41 Kinder in der Klasse hast, bist du auf jeden Fall nervös»

Schulbeginn 1966 in Lostorf: Grosse Klassen waren das Thema der Zeit; Lehrerin Brigitta Köhl erinnert sich mit einem ihrer damaligen Schüler.

Urs Huber

«Meine Erstklässler» hat sie auf die Rückseite der Fotografie geschrieben. Und: «Mai 1966». Jetzt treffe ich meine Erstklasslehrerin Brigitta Köhl auf dem Sitzplatz ihres Eigenheims in Olten, bin sozusagen auf der Spur meiner frühesten Schulerinnerungen in Lostorf. Damals teilten dort 40 andere Kinder mein Schicksal. Grosse Klassen waren Thema der Zeit. «Ich bin nicht gerne hingegangen», erzähle ich. «Das glaub' ich schon», gibt Brigitta Köhl zu verstehen. «So frei wie ihr vorher wart.» Ob sie aufgeregt gewesen sei, an jenem Aprilmorgen 1966? Sie lacht. «Wenn du 41 Kinder in der Klasse hast, bist du auf jeden Fall nervös.»

Sie weiss noch, dass wir damals keinen Kindergarten besucht hatten. Wir waren also eine Horde von schulunerfahrenen Mädchen und Buben, die sich zuvor auf Strassen und Plätzen tummelten. «Das macht zu heute sicher einen Unterschied aus», sagt die 81-jährige in der Rückblende. Irgendwelche geregelten Abläufe im Schulbetrieb, die uns Frau Köhl, wie wir sie nannten, beizubringen hatte, waren uns mehrheitlich fremd. Das Verwalten der Finken, des vielbeanspruchten Turnsäckleins, das Handling von Etuis samt Blei- und Farbstifte, das Verhalten in der Grossgruppe etwa.

Streng vielleicht schon, aber auch gerecht

Ich habe sie eigentlich als strenge Lehrerin in Erinnerung. Sie ist darüber etwas überrascht: «Na ja, wer in einer solch grossen Gruppe allein für einen geordneten Betrieb sorgen muss, braucht naturgemäss eine gewisse Linie. Mag sein, dass ich streng war, aber ich habe mich auch immer bemüht, gerecht zu sein.» Sie muss ein bisschen schmunzeln. Das ist 56 Jahre her. Mehr als ein halbes Menschenleben.

Sie kann sich, fast besser als ich, an die von ihr gewählte Lesemethode erinnern. «I dr Schuel lehrsch de schriibe und läse», hatte man mir immer gesagt. Revolutionäres trug sich im Klassenzimmer mit den grossen Fenstern gen Süden und den Oblichtern im Nor-



Brigitta Köhl heute.

Bild: Urs Huber

den zu. Ganzheitliches Lesen hiess die Methode und begann konkret, so viel ist sicher, mit den drei Wörtern «Anneli und Hansli». Vielleicht auch andersrum; wir beide wissen's nicht mehr genau. Der Lesestoff bestand aus einer Reihe von losen Blättern, die jedes Kind in einer dafür passenden Mappe verwahrte. «Heute wundert mich, diese Methode ausprobiert zu haben», sinniert Brigitta Köhl. Und schickt dann hinterher, sie habe eigentlich immer Neuheiten ausprobiert. Natürlich gehörte auch das traditionelle Kennenlernen der Buchstaben dazu.

Wir unterhalten uns über die stimmlosen Laute. Und ich erzähle, dass ich meine Schwierigkeiten hatte, den «B» in der Schule nicht wie zu Hause als «Be» bezeichnen zu dürfen. Natürlich weiss ich heute, dass dies zur Methodik gehörte. Fremd kommt's mir trotzdem noch immer vor. Wir lachen.

Unsere Namen an der Wandtafel: meiner fehlte

Ich erzähle Brigitta Köhl, dass wir am ersten Schultag unsere Namen an die

Wandtafel schreiben durften. Jedenfalls die mutigen Kinder oder die, die sich an diesem feierlichen Tag mutig zeigen wollten. Ich war nicht dabei, das weiss ich noch. Ich war selten mutig. Das ist bis heute so geblieben. Aber ein Erlebnis muss es trotzdem gewesen sein. Mit weisser oder farbiger Kreide in ungelinker Schrift den Namen an die Wandtafel zirkeln. «Ich kann mich zwar nicht mehr daran erinnern, aber die Idee an sich finde ich sehr gut», sagt Brigitta Köhl. «Einfach und wirkungsvoll.»

Das «Rändlimachen» war mir ein Graus

Und dann: die verzierten Rändli, die wir jeweils in die Reinhefte machen durften. Oder mussten. Ich mochte sie nicht. Dabei sehe ich heute ein, dass damit ein gewisser Sinn für Ordnung, gepaart mit Fantasie, in uns gelockt werden sollte. So etwas würde heute, so glaube ich, in der Mathematik unter «Reihen und Folgen» durchgehen. «Es steckt sicher ein methodisch-didaktischer Gedanke dahinter», sagt Brigitta Köhl. Ebenso wie hinter den heiss begehrten Klebern, die Marienkäfer, Früchte, Blumen und andere angenehme Dinge zeigten. Damit quittierte Brigitta Köhl manchmal lobend unsere Arbeiten. Und wir gingen dann vom Lehrerinnenpult mit Heft und Kleber oberstolz wieder an unsere Plätze.

Viele Bilder: nach all den Jahren verschwommen, nicht mehr zu konkretisieren. Was ich aber nicht mehr wusste: Brigitta Köhl blieb nur ein halbes Jahr. Sie hatte zuvor schon während vier Jahren in Lostorf unterrichtet und musste wegen Schwangerschaft den Schuldienst aufgeben. Das war damals die Praxis. «Ich habe gerne unterrichtet», sagt sie noch. Und dass der Umgang mit Eltern damals wohl ein einfacherer war. «Ich glaube, es gab damals eine viel grössere Homogenität, nicht nur unter der Elternschaft, auch in der Gesellschaft», resümiert sie. Dann lehnt sie sich zurück, das schulische Lostorf der 1960er-Jahre vor Augen. «Ich glaube, es ist alles gut herausgekommen.» Ich finde das auch. Wir lachen.

Können Sie dazu ein Beispiel geben?

Immer mehr Dorfbäckereien verschwinden; heute decken Grossunternehmen das Angebot ab. Man weiss, dass Jugendliche gerne eine Lehre vor Ort machen. Wenn der Holzbauer oder der Beck im Dorf verschwinden, nimmt auch das Interesse an diesen Berufen ab. Hier liegt es an den Verbänden, die positiven Seiten des Berufes und auch dessen Zukunftsfähigkeit aufzuzeigen.

Gibt es denn Berufe am BBZ, für die Sie langfristig keine Zukunft sehen?

Nein, da fällt mir keiner ein. Die Zahl der Lehrlinge in den verschiedenen Berufen blieb in den vergangenen Jahren relativ stabil. Einzig beim Beruf des Kaminfegers ist die Nachfrage aufs neue Schuljahr eingebrochen. Das liegt meiner Ansicht nach vor allem daran, dass die Abkehr von Öl- und Gasheizungen aktuell wegen der Energiekrise noch breiter diskutiert wird. Zwar lernen angehende Kaminfeger nebst fossilen Heizungen heute bereits Lüftungsanlagen zu warten – nicht aber Wärmepumpen. Im Moment sehen Jugendliche in diesem Beruf wohl zu wenig Perspektiven.

Auf der anderen Seite nehmen Digitalisierung und Technologisierung zu. Besteht die Gefahr, dass die Anforderungen für einen Beruf wie jenen des Automatikers irgendwann zu komplex sind?

Klar erleben wir einen schnellen Fortschritt. In der sogenannten «Industrie 4.0» sind Bestellvorgang und Produktion direkt verbunden – durch digitale Geräte, die selbstständig miteinander kommunizieren. Dadurch verändert sich natürlich auch die Arbeitsumgebung des Automatikers. Die Basics – Programmierung, Steuertechnik und Pneumatik – bleiben aber die gleichen. Am Schluss können die Geräte einfach mehr. Festhalten möchte ich, dass sämtliche Lehrpläne alle fünf Jahre überprüft werden. Sind die Anforderungen stark gestiegen, besteht die Möglichkeit, die Lehre zu verlängern

oder mehrere Vertiefungsrichtungen zu wählen.

Gibt es dazu ein Beispiel?

Die Lehre des Glasers wurde beispielsweise von drei auf vier Jahre verlängert. Dies, weil unter anderem in der Produktion immer komplexere Maschinen bedient werden müssen und auch die Anforderungen an die Sicherheit der Produkte stark gestiegen sind.

Wie passt sich die Berufsschule an die zunehmende Digitalisierung an?

Ein grosses Projekt, das wir seit vier Jahren umsetzen, heisst «Bring your own device». Die Idee: Schülerinnen und Schüler verwenden ihren eigenen Laptop im Unterricht und lösen damit selbstständig Arbeitsaufträge. An den Hochschulen ist das seit über zehn Jahren Standard. Wir sind also etwas spät in der Entwicklung. Corona hat uns aber einen Schub gebracht.

Die Pandemie hat den Schulbetrieb zwei Jahre geprägt. Aktuell ist die Lage ruhiger. Welche Folgen der Covid-Zeit spüren Sie bis heute?

Vor allem, dass der psychische Druck auf junge Menschen extrem gestiegen ist. Das selbstständige Arbeiten im Lockdown, der fehlende soziale Austausch und die ständig wechselnden Schutzkonzepte haben an den Ressourcen gezehrt. Vor einem halben Jahr waren beispielsweise fünf KV-Lernende gleichzeitig in stationärer Behandlung. Auch in der schulinternen Beratungsstelle hatten wir viel mehr Anfragen.

Was unternehmen Sie dagegen?

In der diesjährigen Weiterbildung besuchen die Lehrpersonen eine Schulung mit einem Arbeitspsychologen zum Thema psychische Widerstandskraft. Damit wollen wir die Lehrpersonen für die Befindlichkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler sensibilisieren. Wenn jemand Auffälligkeiten im Unterricht zeigt, sollten wir heute von der Grundannahme ausgehen, dass tatsächlich ein Problem besteht.



«Meine Erstklässler» schrieb Lehrerin Brigitta Köhl 1966 auf die Rückseite dieser Klassenfotografie. Der Autor des Artikels kniet in der vordersten Reihe als zweiter von rechts.

Bild: zvg